

Erzählen und Identität: Die Bedeutung des Erzählens im Schnittfeld zwischen kulturwissenschaftlicher Narratologie und Psychologie

VERA NÜNNING

»A self is probably the most impressive work of art we ever produce, surely the most intricate.«¹

Was geradewegs aus der Feder von Oscar Wilde stammen könnte, ist in der Tat ein Zitat eines angesehenen Psychologen, Jerome Bruner. Es deutet nicht nur an, dass Identität hergestellt und gestaltet wird, sondern auch, dass dies auf komplexe, durchaus kunstvolle Weise geschieht. Bruner zufolge spielen Erzählungen bei diesem Prozess eine maßgebliche Rolle; eine Auffassung, die in der »narrativen Psychologie« geteilt wird. Wir etablieren unsere Identität primär durch unsere Erzählungen; wir brauchen Narrationen, um unsere Erinnerungen und Erlebnisse verstehbar, memorierbar und mitteilbar zu machen. Erzählungen sind lebenswichtig, und in der psychotherapeutischen Praxis wird viel Zeit darauf verwendet, Patienten zu einer subjektiv sinnvollen Geschichte zu verhelfen.

So weit, so gut, aber was hat die Narratologie damit zu tun, und dann noch eine, die kulturwissenschaftlich ausgerichtet ist? Schließlich wird die Narratologie von fast allen Disziplinen, die den vermeintlichen »narrative turn« vollzogen haben, geflissentlich ignoriert; und auch die Psychologen, die mit Titeln wie *How Our Lives Become Stories* (Paul John Eakin), *Identity and Story: Creating Self in Narrative* (Dan McAdams und Ruthellen Josselson) oder »The Narrative Quality of Action« (Theodore Sarbin) dem Erzählen ganz offensichtlich eine hohe Priorität einräumen, gehen bestenfalls von einem Alltagsverständnis von Erzählungen aus und nehmen die literaturwissenschaftliche Erzählforschung nicht zur Kenntnis – ebenso wie sich die Narratologie lange Zeit gegenüber Einflüssen aus anderen Disziplinen verschlossen hat.

Im Folgenden möchte ich eine kleine Brücke über diese Kluft zwischen Psychologie und Narratologie schlagen und zudem die Bedeutung der kulturellen Prägung von Identität und der Einbeziehung kulturwissenschaftlicher Forschung für die Beschäftigung mit der Schnittfläche zwischen Erzählen und Identität verdeutlichen. Identität,

1 Bruner, Jerome: *Making Stories: Law, Literature, Life*, Cambridge, MA: Harvard UP 2003 [2002], S. 14.

damit meint man insbesondere in der Psychologie erst einmal die personale Identität und deren Beziehung zur Lebensgeschichte eines einzelnen Menschen. Der Bezug zu anderen Menschen und die kulturelle Prägung kommen zunächst nicht in den Blick; dieser Bereich wird meist für die Untersuchung von kollektiven Identitäten und dem kulturellen Gedächtnis sozialer bzw. kultureller Gruppen reserviert.² In der neueren Forschung wird jedoch betont, dass unsere Erinnerungen ebenso wie unsere Erzählungen über frühere Erfahrungen immer kulturell gerahmt sind. Katherine Nelson etwa bezeugt den großen Einfluss von Eltern auf die Erinnerungen ihrer Kinder und folgert daraus die enge Verschränkung von individuellen, sozialen und kulturellen Aspekten der Erinnerung, die in der Etablierung des Ich mündet: »[A]utobiographical memory uniquely integrates the social and the cultural with the personal, and [...] the self that emerges from this process is formulated [...] with explicit and implicit social and cultural norms«³. Auch Paul John Eakin hebt diese soziale und kulturelle Komponente der vermeintlich privaten Erinnerungen hervor: »[A]utobiographical memory is socially and culturally constructed«⁴.

Diese soziale Rahmung von Lebensgeschichten ist Jerome Bruner zufolge auf zwei eng miteinander verknüpfte Faktoren zurückzuführen: auf die Erzählung, die bisherigen Erkenntnissen zufolge zwar in allen Kulturen zu finden ist, aber in ihren spezifischen Formen immer schon kulturell geprägt ist, und auf die inhaltlichen Vorstellungen darüber, wie ein gelungenes Leben aussehen kann. Lebensgeschichten sind daher in hohem Grade beeinflusst von kulturellen Aspekten: »Given their constructed nature and their dependence upon the cultural conventions and language usage, life narratives obviously reflect the prevailing theories about ›possible lives‹ that are part of one's culture.«⁵ Sowohl die Form von Erzählungen als auch die Bestimmung dessen, was als wichtig eingestuft wird, was erzählt und erinnert werden sollte, sowie die Strukturierung der Geschichte des eigenen (Er-)Lebens ist abhängig von kulturspezifischen Werthierarchien, so dass die Konstruktion von Lebensgeschichten immer ein soziales Unterfangen bildet.⁶

-
- 2 Vgl. jedoch die Ausführungen von Jürgen Straub, der davon ausgeht, dass »die Identität einer Person sozial konstituiert und vermittelt ist«. Straub, Jürgen: »Identitätstheorie, empirische Identitätsforschung und die ›postmoderne‹ *armchair psychology*«, in: Zeitschrift für Qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung 1 (2000), Nr. 1, S. 167-194, hier S. 170.
 - 3 Nelson, Katherine: »Narrative and Self, Myth and Memory: Emergence of the Cultural Self«, in: Robyn Fivush/Catherine A. Haden (Hg.), *Autobiographical Memory and the Construction of a Narrative Self: Developmental and Cultural Perspectives*, Mahwah, NJ: Erlbaum 2003, S. 3-28, hier S. 19; vgl. auch ebd., S. 13, S. 20.
 - 4 Eakin, Paul John: *How Our Lives Become Stories: Making Selves*, Ithaka, NY: Cornell UP 1999, S. 110.
 - 5 Bruner, Jerome: »Life as a Narrative«, in: *Social Research* 71 (1987), Nr. 3, S. 691-710, hier S. 694.
 - 6 Vgl. Thorne, Avril: »Personal Memory Telling and Personality Development«, in: *Personality and Social Psychology Review* 4 (2000), S. 45-56; Lucius-Hoene, Gabriele/Deppermann, Arnulf: *Rekonstruktionen narrativer Identität. Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews*, Opladen: Leske und Budrich 2002, S. 42; McAdams, Dan P.: »Identity and the Life Story«, in: Robyn Fivush/Catherine A. Haden (Hg.), *Autobiographical Memory*

Nach einer kurzen Diskussion des Zusammenhangs zwischen Erzählen und Identität möchte ich im Folgenden zunächst darlegen, inwiefern insbesondere Genres und Erzählweisen auf die Herstellung von Identität einwirken. Danach werden einige Merkmale von gelungenen, lebenswerten Erzählungen vorgestellt und aus narratologischer Sicht in der Psychologie vorherrschende Vorstellungen von Kohärenz ergänzt, die meines Erachtens wesentliche Faktoren außer Acht lassen. Abschließend werden einige Vorteile der Kenntnis einer großen Zahl von Erzählungen – und literarischen Werken – aufgezeigt.

1. ERZÄHLEN UND IDENTITÄT

»It might be said that each of us constructs and lives a »narrative«, and that this narrative *is* us, our identities«⁷. Auch wenn diese Aussage von Oliver Sacks in ihrem Ausschließlichkeitsanspruch aus guten Gründen bezweifelt werden kann, so steht sie doch längst nicht mehr allein. Für Dan McAdams ist Identität schlicht gleichbedeutend mit der »life story«⁸, und zwar »complete with setting, scenes, characters, plot and themes«⁹. Autoren wie McAdams und Paul Eakin führen ihre Analysen von Lebensgeschichten dennoch unabhängig von narratologischen Forschungsergebnissen durch – wenngleich zumindest Eakin gern literarische Beispiele für die Illustration seiner Thesen anführt.

Auch ungeachtet der teilweise recht pauschalen Thesen etwa von Verfechtern der narrativen Psychologie wie McAdams oder Theodore Sarbin ist die Beziehung zwischen Erzählungen und Identität in vielen Untersuchungen bestätigt worden, und wenigstens einige Facetten dieses Zusammenhangs sollen zumindest genannt werden: Wir verstehen, wer wir geworden sind, im Rahmen der Geschichten, die wir, abhängig von der jeweiligen Situation, in unterschiedlichen Formen konstruieren; wir kommunizieren unser narrativ geprägtes Selbstbild durch Erzählungen und laden andere dazu ein, es zu akzeptieren und zurückzuspiegeln oder mit uns auszuhandeln; und wir inszenieren uns nicht nur durch die Auswahl und Bewertung der Episoden, die wir anderen erzählen, sondern auch durch den performativen Akt des Erzählens selbst. Eine gute Beherrschung von dem, was David Herman »story logic« nennt, d.h.

and the Construction of a Narrative Self: Developmental and Cultural Perspectives, Mahwah, NJ: Erlbaum 2003, S. 187-207, hier S. 200.

- 7 Sacks, Oliver: *The Man Who Mistook his Wife for a Hat and Other Clinical Tales*, New York: Summit Books 1985, S. 105. [Herv. i.O.]
- 8 Vgl. McAdams, Dan P.: *Power, Intimacy, and the Life Story: Personological Inquiries into Identity*, New York/London: The Guilford Press 1988, S. 18. Dass Narration und Identität miteinander verknüpft sind und das Selbst durch das Erzählen definiert und anderen kommuniziert wird, ist mittlerweile weithin anerkannt. Vgl. etwa P. J. Eakin: *How Our Lives Become Stories*, S. 101; G. Lucius-Hoene/A. Deppermann: *Rekonstruktionen narrativer Identität*, S. 10; sowie Polkinghorne, Donald E.: »Narrative Psychologie und Geschichtsbewußtsein. Beziehungen und Perspektiven«, in: Jürgen Straub (Hg.), *Erzählung, Identität und historisches Bewußtsein: Die psychologische Konstruktion von Zeit und Geschichte*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1998, S. 12-45, hier S. 33.
- 9 D. P. McAdams: *Identity and the Life Story*, S. 187.

die Konstruktion einer sinnhaften ›storyworld‹, ist zudem eminent wichtig für die Gestaltung und Deutung von Erfahrungen, deren Komplexität uns leicht überfordern kann: »[S]tory logic enables people both to build and to comprehend storyworlds, by virtue of which experience itself can be structured and rendered cognizable, manipulable, liveable«¹⁰. Der Gebrauch von Sprache und insbesondere die Erzeugung von Erzählungen verleihen unserem unstrukturierten Erleben, das unendlich viele kleinteilige Perzeptionen, Emotionen und Gedanken umfasst, allererst Sinn; nur in der Form von Erzählungen können wir Erlebnisse, die für uns wichtig sind, wirklich verstehen, ihnen eine kommunizierbare Form verleihen und damit die Grundlage dafür schaffen, dass wir uns an sie erinnern können.¹¹ Dieser Auffassung zufolge sind Erzählungen auf zwei Ebenen wichtig für unsere Erinnerungen und die Etablierung von Identität: Zu einem frühen Zeitpunkt prägen sie das Verständnis und die Enkodierung von Erlebnissen, die wir als subjektiv wichtig erachten und deshalb im Gedächtnis behalten; zu einem späteren Zeitpunkt prägen sie den Sinn, den wir diesen Erinnerungen im Rahmen einer Lebensgeschichte geben, die die Basis für unsere Zukunftsentwürfe darstellt.

Dies impliziert bereits die Prozesshaftigkeit von Identität. Man geht heute nicht mehr von einem ›inneren individuellen Kern‹ oder einem »intuitively obvious and essential self«¹² aus, die man in einer abgeschlossenen Form beschreiben könnte. Vielmehr umfasst Identität mehrere ›selves‹, die in eine synchrone und diachrone Beziehung gebracht werden müssen, was nur mit Hilfe immer wieder neu konstruierter symbolischer Repräsentationen möglich ist.¹³ Wir etablieren unsere Identität, indem

10 Herman, David: »Narratology as a Cognitive Science«, in: *Image and Narrative* 1 (2000), Nr. 1, [o.S.]. An dieser Stelle kann nicht auf die generellen Funktionen von Narrationen als ›tool for thinking‹ bzw. auf den grundlegenden Wert von Narrationen als Denkweise eingegangen werden. Vgl. dazu insbesondere Bruner, Jerome: »The Narrative Construction of Reality«, in: *Critical Enquiry* 18 (1991), Nr. 1, S. 1-21; und Herman, David: »Stories as a Tool for Thinking«, in: Ders. (Hg.), *Narrative Theory and the Cognitive Sciences*, Stanford: CSLI Publications 2003, S. 163-192.

11 Vgl. dazu K. Nelson: *Narrative and Self, Myth and Memory*, S. 13; G. Lucius-Hoene/A. Deppermann: *Rekonstruktionen narrativer Identität*, S. 129; sowie Assmann, Jan: *Das kulturelle Gedächtnis: Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*, München: Beck 1997, S. 77: »Nur bedeutsame Vergangenheit wird erinnert«. Dessen ungeachtet gibt es erinnerbare Erlebnisse, die nicht in Erzählungen gefasst werden können, etwa Transzendenzerfahrungen oder traumatische Erlebnisse. Zu den Grenzen der Erzählung vgl. den Beitrag von Jürgen Straub in diesem Band.

12 J. Bruner: *Making Stories*, S. 65.

13 Vgl. Kraus, Wolfgang: »The Eye of the Beholder. Narratology as Seen by Social Psychology«, in: Jan Christoph Meister (Hg.), *Narratology Beyond Literary Criticism. Mediality – Disciplinarity*, Berlin: de Gruyter 2005, S. 255-88, hier S. 266, S. 275. Entsprechend betont auch Weiböck die Rolle von Erzählungen bei der Bewältigung von Traumata: Nach dem Schock und der Sprachlosigkeit »narration takes over. From a narratological point of view, then, trauma is the presence of an uncompleted narrative.« Weiböck, Harald: »Psycho-trauma. Narration in the Media, and the Literary Public – and the Difficulties of Becoming Interdisciplinary«, in: Jan Christoph Meister (Hg.), *Narratology Beyond Literary Criticism. Mediality – Disciplinarity*, Berlin: de Gruyter 2005, S. 239-264, hier S. 242.

wir sie uns selbst und anderen in einer Form erzählen, die einen einigermaßen haltbaren Ausgleich zwischen Kontinuität und der Anpassung an die gegenwärtige Situation und unsere Ziele für die Zukunft gewährleistet.¹⁴ Ein Leben ist nicht fassbar im Rekurs auf die vergangenen Ereignisse; es wird konstruiert durch einen kontinuierlichen Interpretationsprozess, der in Form von Erzählungen erfolgt: »Self-making is a narrative art«¹⁵; in der Erschaffung unserer Identität betätigen wir uns alle als Künstler.

Die Etablierung von Identität durch Erzählungen als ein Prozess, der als »Kunst« bezeichnet werden kann, verweist schon auf die Gestaltungsmöglichkeiten, die Individuen haben. Ungeachtet der komplexen Frage nach der »Wahrheit« von Erinnerungen besteht Einigkeit darüber, dass bereits durch die Selektion und Deutung von Erinnerungen, die als wichtig für das Selbst angesehen werden, ein großer Bedeutungsspielraum eröffnet wird.¹⁶ Wie McAdams betont, ist Identität daher »[t]o a certain degree [...] a product of choice«¹⁷. Obgleich McAdams diese Aussage sogleich modifiziert und verdeutlicht, dass es sich nicht um eine völlig freie Wahl handelt, sondern soziale, politische und kulturelle Umstände eine große Rolle spielen und dass die Bandbreite der Auswahl für unterschiedliche Schichten, Ethnien und Geschlechter beileibe nicht gleich groß ist, bleibt festzuhalten, dass Identität durch Erzählungen immer wieder neu gestaltet werden kann.

Wenngleich die kulturelle Rahmung nicht aus dem Blick verloren werden darf, ist dieser Gestaltungsspielraum der Identitätskonstitution gerade heute sehr wichtig.¹⁸ Die Etablierung und Inszenierung einer einzigartigen, bedeutungsvollen und authentisch wirkenden Identität ist in westlichen Gesellschaften geradezu zum kulturellen Imperativ avanciert. Identitätsbildungsprozesse sind heute insofern sowohl komplexer als auch relevanter als früher, als die Zugehörigkeit zu größeren sozialen Gruppen (etwa der Kirche) an Bedeutung verloren hat. Beim Prozess der Etablierung von Identität müssen oft inkompatible soziale Rollenanforderungen ausgehandelt bzw. neu gestaltet und gewichtet werden:

»In the modern world, the self is a reflexive project that a person is expected to »work on« [...]. [...] Accordingly, modern people see the self as complex and multi-faceted, as containing many layers and depth [...]. At the same time, [individuals] feel a strong urge to find some coherence in the self, to fashion a self that is more or less unified and purposeful within the discordant cultural parameters that situate their lives.«¹⁹

14 Zur Balance zwischen »adaptive correspondence and self-coherence« vgl. u.a. Conway, Martin/Singer, Jefferson A./Tagini, Angela: »The Self and Autobiographical Memory: Correspondence and Coherence«, in: *Social Cognition* 22 (2004), Nr. 5, S. 491-529, hier bes. S. 522.

15 J. Bruner: *Making Stories*, S. 65.

16 Diese Gestaltungsmöglichkeiten werden auch geleitet durch die Form der Erzählung, die jeweils gewählt wird.

17 D. P. McAdams: *Identity and the Life Story*, S. 196; vgl. auch D. E. Polkinghorne: *Narrative Psychology und Geschichtsbewusstsein*, S. 23f.

18 Vgl. dazu auch J. Bruner: *Making Stories*, S. 65.

19 D. P. McAdams: *Identity and the Life Story*, S. 202; im gleichen Zusammenhang spricht er auch vom »kulturellen Imperativ«. Vgl. zur größeren Komplexität der Kohärenz- und Bedeutungsstiftung auch W. Kraus: *The Eye of the Beholder*, S. 268. Straub hat darauf hinge-

Die implizit zugrunde liegende Erwartung, dass man an der Etablierung einer ebenso einzigartigen wie vielschichtigen Identität ›arbeitet‹, spricht daher nicht frei von der Bindung an kulturelle Muster. Im Gegenteil, gerade in einer Zeit größerer Fragmentierung ist die Anschlussfähigkeit an »culturally intelligible stories«²⁰ sehr wichtig. Einerseits zeigen wir durch die Gestaltung unserer Identität unsere Individualität; andererseits ist diese nur dann kommunizierbar, wenn wir uns anpassen an das, »what we think *they* think we ought to be like«²¹. Unsere Erzählungen müssen anschlussfähig sein an das, was Conway und andere das ›Life Story Schema‹ genannt haben: an unsere Vorstellungen von der ›normativen‹, in unserer Kultur allgemein akzeptierten Form der Lebensgeschichte.²²

2. DER EINFLUSS VON KULTURELLEN MUSTERN AUF DIE KONSTRUKTION VON IDENTITÄT

Die Identitätskonstitution ist somit nicht nur eine ›narrative art‹, sie ist sehr eng auf die Kultur bezogen. Wenn im Folgenden drei Aspekte von Erzählungen erörtert werden, an denen der Kulturbezug besonders sichtbar wird, so soll dies nicht implizieren, dass damit alle relevanten Parameter genannt würden. Vielmehr ist es ein wichtiges Merkmal des ›self-making‹, dass es oft in partikularen Situationen erfolgt, in denen in der Auseinandersetzung mit spezifischen Erwartungen von anderen unterschiedliche Selbstpositionierungen entstehen können. Dieser spezifische Situationsbezug könnte und sollte in ausführlicheren narratologischen Interpretationen von literarischen Werken stärker berücksichtigt werden, als dies bislang geschieht. Im Folgenden werde ich mich jedoch auf drei Aspekte konzentrieren, die zu einem Verständnis der Beziehung zwischen Kultur, Erzählung und Identitätskonstitution beitragen können: Die ersten beiden, die Bedeutung von Erzählungen für die Bereitstellung von Handlungsmustern und für die Wahrnehmung sowie Interpretation von Situationen, sind bereits von Psychologen erörtert worden und werden hier nur kurz vorgestellt; der dritte stellt einen Beitrag aus Sicht der kulturwissenschaftlichen Erzählforschung dar und soll etwas ausführlicher dargelegt werden.

wiesen, dass die Vermischung von Identität und Individualität grundsätzlich problematisch ist: Wer sich als unverwechselbares Individuum fühlt, kann gleichwohl Identitätsprobleme haben; wer sich mit sich identisch weiß, kann sich nicht als Individuum vorkommen (vgl. Straub, Jürgen: »Personale und kollektive Identität. Zur Analyse eines theoretischen Begriffs«, in: Aleida Assmann/Heidrun Frieze (Hg.), Identitäten, 2. Aufl. (= Erinnerung, Geschichte, Identität, 3), Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1999, S. 73-104, hier S. 78). Identität ist logisch als Widerpart von Individualität anzusehen (vgl. ebd., S. 79); in der Praxis werden beide Aspekte jedoch vermischt: die Herstellung personaler Identität allein reicht nicht aus, der ›kulturelle Imperativ‹ verlangt nach der Etablierung einer individuellen Identität.

20 D. P. McAdams: Identity and the Life Story, S. 202.

21 J. Bruner: Making Stories, S. 66. [Herv. i.O.]

22 Die Bestandteile dieses Schemas lesen sich fast wie eine Auflistung von einigen Basismerkmalen von Erzählungen; es sind »social cognitive conventions with regard to temporal order, dominant themes, causal attributions, and evaluative stances« (M. Conway/J. A. Singer/A. Tagini: The Self and Autobiographical Memory, S. 499).

2.1 Literatur als Fundus von Vorbildern und Handlungsweisen

Theodore Sarbin, der in vielen Publikationen postuliert, dass unser Leben narrativen Mustern folgt, betont unter anderem die Vorbildfunktion, die die Helden von Erzählungen wahrnehmen: »[A]ctions of people in daily life are guided by narrative plots, by story lines, by the subtexts of fables, myths and legends«²³. In Bezug auf die Wirkung von Erzählungen sieht er daher keinen Unterschied zwischen fiktionalen und nicht-fiktionalen Geschichten; für ihn ist gleichgültig, ob die Aktion eines realen Amokläufers oder Selbstmörders in den Medien verbreitet wird, oder ob ein populäres literarisches Werk einen Helden vorstellt, der bei einem größeren Publikum bekannt wird. Die steigende Zahl der Selbstmorde nach der Veröffentlichung von Goethes *Werther* steht daher für ihn auf gleicher Stufe wie ein ähnlicher Effekt nach dem Suizid einer Medienpersönlichkeit. Wichtig ist die Wirkung, die Erzählungen auf eine größere Zahl von Menschen haben kann, und die er anhand einiger Beispiele sowohl aus der Literatur als auch aus den Medien überzeugend nachzeichnet: Die Zahlen sprechen für sich.²⁴

Sarbin folgt in seinen Ausführungen Darstellungen von Kevin Murray und von Jerome Bruner, der vorher schon die Vorbildfunktion von Helden populärer Geschichten betont hatte: »[T]he tool kit of any culture is replete not only with a stock of canonical life narratives (heroes, Marthas, tricksters, etc.), but with combinable formal constituents from which its members can construct their own life narratives«²⁵. Auch Psychologen, die sich nicht mit der Bedeutung von Erzählungen auseinandersetzen, betonen, dass die Schemata und Kategorien, die das Selbstbild eines Menschen ausmachen, nicht nur in der Familie und der Schule vermittelt werden, sondern auch in Geschichten, Märchen, Mythen und Medien.²⁶

2.2 Literatur als Fundus von Mustern, die die Wahrnehmung prägen

Aus literaturwissenschaftlicher Sicht ist der Hinweis auf die Vorbildfunktion von Helden, der im 18. und 19. Jahrhundert eine große Rolle bei der Legitimation von Literatur spielte, mit Vorsicht zu betrachten, denn es ist deutlich geworden, dass jedes Ereignis in der Literatur auf positive wie negative Weise dargestellt werden kann und dass der bloße Verweis auf die idealtypischen Charakteristika eines Protagonisten

23 Sarbin, Theodore R.: »The Narrative Quality of Action«, in: *Theoretical and Philosophical Psychology* 10 (1990), Nr. 2, S. 49-65, hier S. 50; vgl. auch Novitz, David: »Art, Narrative, and Human Nature«, in: *Philosophy and Literature* 13 (1989), Nr. 1, S. 57-74, hier S. 68. Entgegen vieler Behauptungen postuliert Sarbin nicht, dass bereits das Erleben narrativ strukturiert sei; vgl. dazu u.a. Mancuso, James/Sarbin, Theodore: »The Self-Narrative in the Enactment of Roles«, in: Theodore Sarbin/Karl Scheibe (Hg.), *Studies in Social Identity*, New York: Praeger 1986, S. 233-53, hier S. 234f.

24 Vgl. T. R. Sarbin: *The Narrative Quality of Action*.

25 J. Bruner: *Life as Narrative*, S. 694; vgl. auch Murray, Kevin: »Life as Fiction?«, in: *Journal for the Theory of Social Behavior* 15 (1985), S. 172-185.

26 Vgl. M. Conway/J. A. Singer/A. Tagini: *The Self and Autobiographical Memory*, S. 500. Zudem werden auch in der Familie und der Schule Erzählungen zur Vermittlung von Schemata und Kategorien verwendet.

nicht ausreicht, um ihm Identifikationspotential zuzusprechen. Anders steht es um die Annahme, dass Literatur die Wahrnehmungsweise prägen kann, dass sie Vertrautes entfremden und neue Sichtweisen eröffnen kann.²⁷

Literatur stellt Muster bereit, die unsere Sicht der Wirklichkeit prägen: Wir lernen Figuren wie Charles Dickens' Micawbers oder die Charaktere in Eugene O'Neills Dramen in der Literatur kennen und verstehen das Verhalten realer Menschen im Vergleich mit solchen Figuren. Wie stark Literatur unsere Wahrnehmung prägt, verdeutlicht Bruner an einem Beispiel, an dem er die Wirkung von Erzählungen auf sich selbst erst im Nachhinein erkannte: Kurz nach Ausbruch des Zweiten Weltkriegs kehrte er gemeinsam mit vielen anderen amerikanischen Exilanten auf einem Schiff in die USA zurück und musste zur Kenntnis nehmen, dass diese traurige Gruppe teils verzweifelter Flüchtender in der amerikanischen Presse mit Charakteren aus Hemingways populärem Roman *The Sun Also Rises* verglichen wurde. Diese Interpretation der Passagiere als ›smart set‹, als Teil einer gelangweilten, vergnügungsorientierten ›high society‹ wollte mit der direkten Erfahrung, die Bruner auf dem Schiff gemacht hatte, so gar nicht übereinstimmen. Erst später wurde ihm klar, dass auch seine Deutung seiner eigenen Wahrnehmung durch eine Erzählung geprägt war: Er hatte die Fahrt ›as yet another enactment of the biblical Book of Exodus‹²⁸ wahrgenommen. Was er als ›authentische Erfahrung‹ gegen die literarisch geprägte Interpretation der Medien setzen wollte, war tatsächlich genauso präfiguriert wie die Deutung, die in den Zeitschriften verbreitet wurde.

2.3 Die Bedeutung von Genres und Erzählweisen für die Formung und Vermittlung von Erfahrungen

Zu den kulturellen Konventionen, die unsere Erfahrungen prägen, gehören aus der Sicht der kulturwissenschaftlichen Narratologie vor allem Genres und Erzählweisen. Wie auch in der narrativen Psychologie betont wird, sind die Erzählungen über uns selbst, die wir anfertigen, um dieses ›most impressive work of art‹ zu gestalten, beeinflusst von den in einer Kultur geltenden Konventionen, die jeweils eine gewisse Bandbreite von Möglichkeiten eröffnen. Sogar die unbefragte Tendenz, uns selbst als Protagonisten einer sich entwickelnden Geschichte zu projizieren, kann nicht ohne Schwierigkeiten auf asiatische und andere Kulturen übertragen werden.²⁹ In europäischen Gesellschaften herrscht jedoch die Konvention vor, anderen Menschen in der eigenen Lebensgeschichte untergeordnete Rollen, etwa als Antagonisten oder Helfer, zuzuweisen. In diesen Erzählungen wird das eigene Leben meist in der Form der Ich-Erzählung, bzw. genauer gesagt, der autodiegetischen Erzählung konstruiert, in

27 Diese Beeinflussung von Perception und Evaluation durch Literatur wird auch von J. Bruner: *Making Stories*, S. 25 betont: »To tell a story was to issue an invitation not to be as the story is but to see the world as embodied in the story.« Vgl. auch D. E. Polkinghorne: *Narrative Psychologie und Geschichtsbewusstsein*, S. 17: »Die Erzählung ist vor allem ein kognitiver Vorgang, der dem Verstehen dient, indem er Ereignisse und Geschehnisse in ›Bedeutungsrahmen‹ platziert.«

28 J. Bruner: *Making Stories*, S. 7.

29 Vgl. Linde, Charlotte: *Life Stories: The Creation of Coherence*, Oxford: Oxford UP 1993; D. Herman: *Narratology as a Cognitive Science*.

der ein ›erzählendes Ich‹ zu einem späteren Zeitpunkt von vergangenen Erlebnissen berichtet. Innerhalb dieser Erzählform besteht jedoch ein breites Spektrum von Möglichkeiten, die eigenen Erfahrungen zu erzählen. Einige dieser Möglichkeiten sind als einzelne Subgenres teilweise schon seit Jahrhunderten in Gebrauch und prägen sowohl die Wahrnehmung als auch das Erzählen der eigenen Geschichte. Andere haben sich erst unlängst herausgebildet und können als innovative Angebote der Sinnstiftung angesehen werden, die vielleicht die Wahrnehmung künftiger Generationen beeinflussen werden.

Eine der tradierten Formen der Darstellung und Deutung des eigenen Lebens bildet die Autobiographie, die als fiktionale Autobiographie ihren Siegeszug in Großbritannien mit Charlotte Brontës *Jane Eyre* (1847) und Charles Dickens' *David Copperfield* (1850) begann. Die fiktionalen Helden stellen sich selbst in den Mittelpunkt: Alles ist auf die eigene Entwicklung bezogen, die sich in Stationen vollzieht, die meist durch einen Ortswechsel voneinander abgegrenzt werden. Das ›erzählende Ich‹ erklärt, kommentiert und bewertet die Erfahrungen des ›erlebenden Ich‹ aus einer späteren, gereiften Perspektive, die oft andere Deutungen in den Mittelpunkt stellt, als dem ›erlebenden Ich‹ zugänglich waren. Die Geschichte wird weitestgehend chronologisch erzählt, die einzelnen Episoden sind eng aufeinander bezogen und die Entwicklung verläuft teleologisch: Am Ende erfolgt ein Ausgleich zwischen den Erwartungen, Wünschen und Bedürfnissen des Individuums und den gesellschaftlichen Konventionen.³⁰

Dies ist wohl immer noch die bekannteste Form autobiographischen Erzählens, und es verwundert daher nicht, dass sie in vielen psychologischen Veröffentlichungen implizit unbefragt als die Form einer gelungenen Lebensgeschichte angesehen wird.³¹ Gleichzeitig entspricht dieses Genre zwar dem Erziehungsoptimismus der Aufklärung; es scheint der Erfahrung einer modernen, fragmentierten Welt, der Fülle von Rollenerwartungen, denen Individuen heute ausgesetzt sind, und dem kulturellen Imperativ, eine ›authentische, individuelle und kreative Identität‹ zu erschaffen, jedoch zu widersprechen. Aus literaturwissenschaftlicher Sicht gilt daher hervorzuheben, dass weitere Genres zur Verfügung stehen, und dass auch dieser traditionellen Form durch die Verwendung moderner Erzählweisen eine neue Prägung verliehen werden kann.

Obgleich die fiktionale Autobiographie zweifellos auf das Individuum konzentriert ist, zeigt sich schon in *David Copperfield* die soziale Prägung des Protagonisten

30 Zu den Merkmalen der fiktionalen Autobiographie bzw. des Bildungsromans gibt es eine fast schon unübersehbare Flut von Veröffentlichungen, vgl. etwa Schöneich, Christoph: Edmund Talbot und seine Brüder. Englische Bildungsromane nach 1945, Tübingen: Narr 1999. Zu *David Copperfield* vgl. insbesondere Löschnigg, Martin: Die englische fiktionale Autobiographie: Erzähltheoretische Grundlagen und historische Prägnanzformen von den Anfängen bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts (= ELCH, 21), Trier: WVT 2006, der sich auch mit der Selbstdarstellung des ›erzählenden Ich‹ befasst.

31 Vgl. etwa D. P. McAdams: Identity and the Life Story, S. 187-207; und McAdams, Dan P.: »The Problem of Narrative Coherence«, in: Journal of Constructivist Psychology 19 (2006), S. 109-125. Vgl. auch Habermas, Tilmann/Bluck, Susan: »Getting a Life. The Emergence of the Life Story in Adolescence«, in: Psychological Bulletin 126 (2000), S. 748-769 zu Kohärenz.

und die Bedeutung menschlicher Beziehungen. So wird die Abhängigkeit des Kindes von unfähigen oder hartherzigen Eltern und Verwandten herausgestellt und betont, wie wichtig die Wahl zwischen zwei ungleichen Frauen für Davids Lebensgeschichte ist. Natürlich spielt auch der Antiheld eine große Rolle; außerdem sollte nicht vergessen werden, dass schon der Beginn des Romans, der häufig als prototypisch für den Bildungsroman angesehen wird, die Rolle von anderen betont:

»Whether I shall turn out to be the hero of my own life, or whether that station will be held by anybody else, these pages must show. To begin my life with the beginning of my life, I record that I was born (as I have been informed and believe) on a Friday, at twelve o'clock at night.«³²

Schon in dieser frühen Autobiographie wird daher die Bedeutung von Beziehungen hervorgehoben – allerdings wird auch deutlich, dass es für den Erzähler sehr wichtig ist, inwiefern er als Held seiner eigenen Autobiographie gelten kann.

Ein anderes Muster der Sinnstiftung bietet die ältere Form des pikaresken Romans. Das wohl berühmteste Werk dieses Genres ist Miguel Cervantes' Roman *Don Quixote* (1605), dessen Held viele fiktionale Nachahmer fand. Der Kampf gegen Windmühlen und die Wahrnehmung der Wirklichkeit durch die Brille von ritterlichen Romanzen ist heute zwar nicht unbedingt empfehlenswert, aber die Form der Bedeutungszuweisung, die durch die Konventionen pikaresker Romane erfolgt, scheint modernen Lebenserfahrungen in mancher Hinsicht besser zu entsprechen als das Genre des Bildungsromans; stellt der pikareske Roman doch wesentlich geringere Anforderungen an die Kohärenz der erzählten Geschichte. Die Episoden des pikaresken Romans sind nicht eng kausal aufeinander bezogen, sie erfolgen nicht in einer notwendigen Reihenfolge, die auf eine Teleologie hinausläuft, und das Verhältnis zwischen Protagonist und Gesellschaft ist von viel stärkeren Spannungen bestimmt, die gegen Ende des Werks nicht aufgelöst werden: Der Held passt sich nicht an die sozialen Normen an, seine Perspektive lässt sich nicht mit dominanten Werthierarchien in Übereinstimmung bringen. Unlängst ist gezeigt worden, dass dieses Genre – oder zumindest maßgebliche Merkmale dieses Genres – von Autorinnen der »New English Literatures« verwendet wird, um die Lebensgeschichten junger Migrantinnen zu erzählen.³³ Angesichts der Schwierigkeiten, die diese Heldinnen beim Ausgleich zwischen sehr heterogenen Rollenerwartungen haben, und angesichts ihrer notgedrungen komplexen Beziehung zur »weißen« englischen Gesellschaft scheint die Form des pikaresken Romans ein in mancher Hinsicht besser geeignetes Medium der Sinnstiftung als der Bildungsroman; selbst die neueren Formen des weiblichen Bildungsromans vermögen der spezifischen Erfahrung von Migrantinnen nicht unbedingt gerecht zu werden.

Auch für die Gestaltung, Inszenierung und Vermittlung zeitgemäßer Identitätskonstitution sind in jüngerer Zeit einige innovative Erzählverfahren verwendet worden, die neue Interpretationen von persönlichem Erleben erlauben. Im englischsprachigen Raum sind insbesondere im Rahmen der »New Literatures in English« und in den USA einige Werke erschienen, die sehr individuelle und innovative Erzählformen

32 Dickens, Charles: *The Personal History of David Copperfield*, London: Bradbury & Evans 1850, S. 1.

33 Vgl. Frank, Tobias: *Identitätsbildung in ausgewählten Romanen der Black British Literature: Genre, Gender und Ethnizität*, Trier: WVT 2010.

für die Gestaltung von Identitäten präsentieren. Die Werke, die ich im Folgenden kurz anspreche, sind nicht nur prämiert, sondern auch von einem breiten Publikum begeistert gelesen worden: Sie sprechen offensichtlich die Bedürfnisse heutiger Leser an. Sowohl Salman Rushdies Roman *Midnight's Children* (1981) als auch Jeffrey Eugenides' *Middlesex* (2002) sind eigentlich nicht gerade für einen Publikumserfolg prädestiniert: Sie sind ebenso lang wie komplex und widersprechen in mancher Hinsicht dem, was nach geltenden Kriterien als glaubwürdig akzeptiert werden kann. Soll man dem Helden von Rushdies Roman wirklich glauben, dass er weiß, was seine Großeltern dachten und dass er telepathisch mit anderen kommunizieren kann? Und woher will der bzw. die Protagonistin von *Middlesex*, Cal, so genau wissen, was ihre unterschiedlichen Großeltern im Vorfeld der Zeugung ihrer Eltern fühlten und wie dies ihre eigene Lebensgeschichte beeinflusste?

Beiden Romanen gemeinsam ist eine sehr individuelle Ausgestaltung der Erzählebene; die Identität, die hier projiziert wird, ist durchaus originell. So beginnen beide mit der Erzählung der Familiengeschichte und der Darstellung der eigenen Geburt. Diese wird allerdings nicht in realistischer Weise präsentiert, wie in der Erzählung von Charles Dickens' Held David Copperfield, der bezüglich seiner Geburt realistischere Weise einfügt »(as I have been informed and believe)« und das Ereignis in der für einen autodiegetischen Erzähler typischen Manier sehr kurz abhandelt. Vielmehr präsentieren Cal und Saleem Sinai die Geschichte ihrer Eltern und Großeltern *en detail*; sie geben viele Einzelheiten von deren Gefühlen und Bewusstseinsprozessen wieder, in die sie eigentlich keinerlei Einblick haben konnten. Insbesondere Cal übernimmt als Erzähler(in) eine Art von *agency*, die ihr im realistischen Roman nicht zugänglich wäre: Sie stilisiert sich als allwissend, übernimmt Verantwortung für den Erzählvorgang und gibt selbstbewusst vor, Einblicke ermöglichen zu können, die normalen Lesern verschlossen wären, ihr aber offen stehen.

Beide Protagonisten machen nicht nur von den traditionellen Konventionen, die Erzählern zur Verfügung stehen, ausgiebigen Gebrauch. Sie zeigen schon durch die durchgängige Verwendung von (idiosynkratischen) Erklärungen, Bewertungen und Generalisierungen, dass sie willens sind, sich als Individuum zu stilisieren; als Persönlichkeit, die sich schon durch ihre Auffassungen und ihre Denkweise von anderen abhebt. Sie verwenden zudem breiten Raum auf die Ansprache von Lesern; in Form von rhetorischen Fragen ebenso wie durch Aussagen, die die (impliziten) Adressaten in den Kommunikationsvorgang einbeziehen und zu Komplizen ihrer Selbststilisierung und eigenwilligen Deutung der Welt machen. Obgleich diese Verfahren schon in realistischen Romanen verwendet wurden, gehen Cal und Saleem weit darüber hinaus. Bei ihnen ist der implizite Adressat ständig präsent, die Ebene des Geschehens wird immer wieder überlagert und neu gedeutet durch die Ebene des Erzählers. Beide wenden sich zudem an unterschiedliche Adressaten: Zum einen sprechen sie einen unbestimmten Leser oder Zuhörer an, mit dem sich die realen Leser leicht identifizieren können; zum anderen konturieren sie eine spezifische Adressatin; Padma, die vermeintlich so wenig verstehende Inderin, die immer wieder neue Erklärungen braucht, und eine nicht näher benannte ZuhörerIn, der Cal, die mittlerweile zum Mann geworden ist, in Berlin seine Lebensgeschichte erzählen will.

Der Publikumserfolg dieser Romane scheint zu zeigen, dass in einer Zeit, in der der kulturelle Imperativ der individuellen Identitätskonstitution weit verbreitet ist, neue Weisen der Erschaffung von Identität nicht nur akzeptiert, sondern auch gewür-

diget werden. Identität kann offensichtlich auch mit implausiblen, nicht realistischen Mitteln erschaffen werden; logische Zusammenhänge und die Anwendung bekannter Kausalitätsmuster, die in beiden Romanen durchbrochen werden, scheinen hingegen weniger wichtig zu sein. Eine Performanz des Erzählens, eine Offenlegung der gestaltenden Kräfte des Erzählers wird augenscheinlich auch dann akzeptiert, wenn dies gängigen Vorstellungen von Kausalität widerspricht.

Zudem werden seit Beginn des 20. Jahrhunderts zunehmend Erzählweisen für die Gestaltung und Darstellung der Identität verwendet, die der sozialen Eingebundenheit von Menschen gerecht werden und auch durch die Erzählform verdeutlichen, dass Identität, wie Paul John Eakin formuliert, »is always negotiated interpersonally, relationally [...] [A]ll identity is relational«³⁴. Eakin fordert daher, dass die Definition von Autobiographie entsprechend ausgeweitet werden muss auf Erzählweisen, in denen jenen, die besonders großen Einfluss auf die Identität des Helden ausüben – seien es soziale Gemeinschaften (wie Familie, Schule) oder wichtige Bezugspersonen wie Eltern oder andere Familienmitglieder –, breiter Raum zugewiesen wird.³⁵

Zumindest einige Erzählweisen, die dieser Auffassung von Identität Ausdruck verleihen, sollen genannt werden. Jeffrey Eugenides' *Middlesex* ist auch in diesem Kontext ein aufschlussreiches Beispiel, denn Cal beginnt ihre Geschichte mit langen Erzählungen der Lebensgeschichten ihrer Großeltern und ihrer Eltern, die, ebenso wie die Heiratsgebräuche in dem kleinen griechischen Dorf, aus dem diese entstammen, maßgeblichen Einfluss sowohl auf ihre Psyche als auch auf ihre Physis ausübten. Auch in Ian McEwans Roman *Atonement* (2001) wird sehr deutlich, wie wichtig die Verflechtungen der Protagonistin Briony mit dem Leben ihrer Schwester und deren prospektivem Lebensgefährten sind; in diesem Roman rückt die Erzählweise den prägenden Einfluss der drei Figuren aufeinander auf subtile Weise in den Vordergrund. Erst im letzten Kapitel des Romans gibt sich die Figur Briony als Erzählerin des gesamten Romans zu erkennen; zuvor hatte sie durchgängig als »heterodiegetische« (»auktoriale«) Erzählinstanz Verfahrensweisen verwendet, die an modernistische Romane erinnern: Die Lebensgeschichte Brionys, die mit einem prägenden Ereignis und folgenschweren Fehler der Protagonistin beginnt, wird in ihren Verflechtungen mit dem Leben ihrer Schwester und deren prospektivem Partner erzählt, die als Protagonisten einiger Kapitel fungieren. So wählt Briony auch einen jungen Mann als Reflektorfigur, dessen chaotische Gefühle und Erfahrungen als Soldat im Zweiten Weltkrieg sie in dieser scheinbar unmittelbaren Form wiedergibt. Nach realistischen Maßgaben

34 P. J. Eakin: *How Our Lives Become Stories*, S. 40, S. 43. [Herv. i.O.]

35 Vgl. ebd. S. 44, S. 69. Eakin bezieht sich auf zahlreiche Beispiele von Lebensbeschreibungen, die bislang nicht als Autobiographien angesehen wurden, und bezeichnet die Repräsentation von »relational lives« als die »most prominent form of life writing in the United States today« (ebd., S. 69). In der feministischen Literaturkritik ist schon lange betont worden, dass weibliche Autobiographien stärker durch persönliche Beziehungen zu anderen Figuren geprägt sind als männliche Autobiographien; als Kronzeugin dafür, dass dies der »weiblichen Natur« entspreche, wird meist Nancy Chodorov zitiert. Eakin betont jedoch zu Recht, dass der Grad der »Relationalität« einer Identität individuelle Unterschiede ausdrückt, und dass Frauen relativ autonom sein können, während auch zahlreiche Männer in ihren Schriften deutlich gemacht haben, wie wichtig die Beziehung zu anderen in ihrer Identitätsbildung war (vgl. ebd., S. 49-57).

ist Briony dies nicht möglich; dass es sich hier um eine ›illegitime‹ subjektive Handlungsermächtigung handelt, wird jedoch erst im letzten Kapitel deutlich; der prägende Einfluss, den die drei Figuren aufeinander ausüben, wird durch die Erzählweise in den Vordergrund gerückt.³⁶

3. ›GELUNGENE‹ ERZÄHLUNGEN? STIMMIGKEIT UND KOHÄRENZ

An der Schnittstelle zwischen Psychologie und kulturwissenschaftlicher Narratologie wird zudem ein Untersuchungsfeld erkennbar, das normalerweise außerhalb der Interessen der Literaturwissenschaft liegt: die Frage nach den Kriterien für eine gute bzw. gelungene Erzählung. Wenn Psychotherapeuten ihren Patienten helfen, unvollendete und subjektiv unbefriedigende Erzählungen von ihren Erlebnissen in einer Weise neu zu erzählen, die subjektiv stimmig ist und einen viablen Weg der Identitätskonstitution aufzeigt, dann ist die Frage nach der Beschaffenheit einer ›gelungenen‹ Erzählung von großer Bedeutung. Im Folgenden geht es daher nicht um die formalen Merkmale von Narrationen – wie Situations- und Adressatenbezug; Entwurf einer Welt mit Zustandsveränderungen; Sequenzialität, Erfahrungshaftigkeit, Perspektivität –, sondern um die Frage nach den Kriterien, die erfüllt sein sollten, wenn eine Erzählung eine brauchbare Basis für die eigene Identitätsbildung und zukünftige Lebensplanungen darstellen soll.

Der Ausgangspunkt für das erste Bündel von Kriterien ist der Adressatenbezug von Erzählungen, der unter anderem von David Herman als maßgebliches Charakteristikum von Narrationen bezeichnet wird.³⁷ Ein Erzähler wendet sich in einer bestimmten Situation an einen bestimmten Zuhörer- oder Leserkreis, und die Gestaltung der Geschichte – bis hin zur Selektion dessen, was als relevant und erzählbar eingestuft wird – ist von dieser äußeren Konstellation beeinflusst. In der Narratologie wird der implizite Adressat auf der Ebene des ›erzählenden Ich‹ meist missachtet; im Schnittfeld zwischen Psychologie und Narratologie bekommt der Adressaten- und Kulturbezug jedoch eine viel größere Bedeutung. So muss gewährleistet sein, dass eine Erzählung von dem für den jeweiligen Erzähler wichtigen Kreis von Bezugspersonen akzeptierbar ist. Man kann eine einschneidende, für die Identitätsbildung zentrale Erfahrung durchaus stimmig in einer Erzählung erläutern, in der der Patient von einem Raumschiff entführt und von dessen Insassen einer Gehirnwäsche unterzogen wurde – eine solche Geschichte ist jedoch nur bedingt geeignet, einen viablen Weg

36 Was zuvor als ›auktoriale‹ Erzählform erschien, erweist sich im Nachhinein als eine Verobjektivierung des Selbst, denn Briony stellt sich vermeintlich mit den anderen Figuren auf eine Stufe und wählt eine Perspektive ›von außen‹. Dadurch rücken die Figuren einander näher. Eine ganz ähnliche Form wählt der Protagonist von Rick Moodys Roman *The Ice Storm* (1994), in der sich der Vater und Ehemann Paul Hood erst spät als der eigentliche Erzähler der Geschichte zu erkennen gibt.

37 Vgl. Herman, David: »Narrative Ways of Worldmaking«, in: Sandra Heinen/Roy Sommer (Hg.), *Narratology in the Age of Cross-Disciplinary Narrative Research* (= *Narratologia*, 20), Berlin/New York: de Gruyter 2009, S. 71-88, hier S. 73. Vgl. aus der Psychologie etwa: Hermans, Hubert J. M.: »Voicing the Self: From Information Processing to Dialogical Interchange«, in: *Psychological Bulletin* 119 (1996), S. 31-50, hier S. 38.

für zukünftige Identitätsbildung aufzuzeigen und die Kommunikation mit anderen zu gewährleisten.

Mit Blick auf den Kontext müssen gelungene Erzählungen demnach zwei Kriterien erfüllen. Zum einen müssen sie an die in der Kultur geltenden Werthierarchien, an das kulturelle Wissen und an akzeptierte Kohärenzsysteme³⁸ zumindest anschließbar sein. Die Geschichte darf den jeweiligen »canonical scripts« nicht völlig zuwiderlaufen, d.h. die Aktanten der Erzählung sollten mit allgemein anerkannten Persönlichkeitstheorien vereinbar sein, und die Ereignisse sollten sich im Rahmen von konventionellen Auffassungen von kausalen Verknüpfungen sowie von Ort und Zeit verbinden lassen. Zum anderen muss die Erzählung vom konkreten Adressatenkreis akzeptierbar sein, und zwar in zweierlei Hinsicht: Das Erzählte sollte an das Wissen, die Werte und die Ziele der jeweiligen Bezugspersonen anschließbar sein, und es sollte in der jeweiligen Situation »erzählbar«, d.h. auf den jeweiligen Kontext abgestimmt sein.³⁹ Mit Blick auf diese Kriterien ergibt sich eine große Bandbreite der Beurteilung von Geschichten, die in Bezug auf die unterschiedlichen genannten Parameter auf einer Skala zwischen den Polen der »völligen Nicht-Akzeptanz« und der »völligen Konformität« eingeordnet werden können. Diese Einordnung kann in verschiedenen Kulturen stark variieren; so können Erzählungen, in denen Verstorbene oder Götter in das Leben von Einzelnen eingreifen oder Ereignisse in früheren Leben der Individuen in Beziehung gebracht werden, in einer Kultur oder Subkultur akzeptiert, in einer anderen hingegen als »Aberglauben« abgetan werden.

In Bezug auf die interne Stimmigkeit von Erzählungen steht das Kriterium der Kohärenz im Vordergrund, das in der Psychologie anders konzeptualisiert wird als in der Literaturwissenschaft. Während Kohärenz in der Textlinguistik entweder auf die Beziehungen der einzelnen Worte und Sätze bezogen wird (etwa beim Gebrauch von Pronomina und Deiktika) oder aber auf die Kohärenz der Tiefenstruktur des Textes, steht in der Psychologie das im Vordergrund, was man als Kohärenz auf der Ebene der erzählten Geschichte bezeichnen kann. So untergliedern Habermas und Bluck die sogenannte autobiographische Kohärenz, die beim Aufbau von autobiographischem Gedächtnis und der Konstruktion von Lebensgeschichten maßgeblich ist, in temporale, kausale und thematische Kohärenz.⁴⁰ Dies lässt sich anschließen

38 Unter Kohärenzsystem soll hier – C. Linde: *Life Stories*, S. 163ff. folgend – eine jeweils spezifische diskursive Praxis »that represents a system of beliefs and relations between beliefs« verstanden werden. Dies können popularisierte Formen von »expert systems« (ebd.) sein, oder auch das, was allgemein als »gesunder Menschenverstand« bezeichnet wird.

39 Hiermit ist nicht – oder nur in untergeordnetem Maße – das Kriterium der »tellability« gemeint, das David Herman und Jerome Bruner bestimmen als das, was einen bestimmten »canonical breach« erfüllt. Mit Anpassung an den Kontext ist vielmehr der jeweilige Situationsbezug angesprochen, der etwa in einem Beichtgespräch andere Selektionsregeln erfordert als in einem kurzen Gespräch in einem größeren Kreis von Kollegen. Zur Bedeutung der Verstehbarkeit von Geschichten vgl. auch D. P. McAdams: *The Problem of Narrative Coherence*, S. 110-113.

40 Zu einem ähnlichen Ansatz, der bei der Analyse von Krankheitsgeschichten zum Tragen kommt, vgl. auch Jesch, Tatjana/Richter, Rainer/Stein, Malte: »Patientenerzählungen wie Literatur verstehen. Vom Nutzen der Narratologie für die psychodiagnostische Hermeneutik«, in: Vera Luif/Gisela Thoma/Brigitte Bothe (Hg.), *Beschreiben. Erschließen.*

an die Überlegungen von David Herman und anderen kognitiven Narratologen, die davon ausgehen, dass Leser selbst bei der Rezeption einer vermeintlich inkohärenten bzw. komplexen und schwer verstehbaren Geschichte versuchen, ein Modell der ›story world‹ zu konstruieren, das eben diesen Gesichtspunkten von temporaler, kausaler und thematischer Kohärenz entspricht.⁴¹

Zu ganz ähnlichen Ergebnissen kommt Dan McAdams, der in seinem Aufsatz »The Problem of Narrative Coherence« davon ausgeht, dass »meaningful selves« durch die Konstruktion von »coherent life stories«⁴² geschaffen werden, und der sich entsprechend mit der Frage der Kohärenz auseinandersetzt, um zu ermitteln, welche Geschichten als ›gut‹ und ›gelingen‹ bezeichnet werden können. Auch McAdams betont die Bedeutung temporaler, kausaler und thematischer Kohärenz und schlägt weitere Beurteilungskriterien für Kohärenz vor, die sich jedoch alle auf den Inhalt beziehen:

»Among the most coherent and convincing life-narrative accounts are those that show how a protagonist gains insight, wisdom, or self-understanding from a series of reconstructed life scenes. [...] All other things being equal, a life story that explains clearly how a person came to be who he or she is – [...] – is ›better‹ than one that does not.«⁴³

Dies erinnert erneut stark an die Form des Bildungsromans und umfasst für McAdams auch die Integration einer moralischen Perspektive, auf der eine Geschichte aufbauen sollte.⁴⁴ Diese Aussagen weisen jedoch zugleich auf ein Problem hin: Denn es handelt sich insgesamt um aus literaturwissenschaftlicher Sicht recht konservative Auffassungen, die nur ein geringes Maß an Komplexität tolerieren: Die Kategorien für die Beurteilung von Kohärenz beziehen sich auf Normen des 19. Jahrhunderts, schon modernistische Romane entsprechen ihnen nicht mehr. Ganz ähnlich wie McAdams argumentiert jedoch auch Roy Schafer, der großen Wert auf die Kohärenz von gelungenen Geschichten legt: »[T]he appropriate conception of change excludes randomness or personally ahistorical or discontinuous consequences, such as abrupt and total reversals of values and behaviour«⁴⁵.

Eine Definition von Kohärenz und Wandel, die Zufälle und Diskontinuitäten ausschließt und einen stetigen Zuwachs von Einsicht ansetzt, scheint den Erfahrungen, die wir in der Lebenswelt des frühen 21. Jahrhunderts machen, jedoch zu wider-

Erläutern. Psychotherapieforschung als qualitative Wissenschaft, Lengerich: Pabst 2006, S. 29-65, hier S. 45. Auch G. Lucius-Hoene/A. Deppermann: Rekonstruktionen narrativer Identität, S. 22, definieren Kohärenz zunächst über den Plot.

41 Vgl. etwa D. Herman: Narrative Ways of Worldmaking, S. 80ff.

42 D. P. McAdams: The Problem of Narrative Coherence, S. 109.

43 Ebd., S. 117.

44 Vgl. D. P. McAdams: Identity and the Life Story, S. 121: »For a life story to be considered coherent [...] it needs to be implicitly based on a recognizable set of human values, and it needs to be told from a recognizable moral perspective. The perspective should advance the living action of a moral agent.« Vgl. dazu auch G. Lucius-Hoene/A. Deppermann: Rekonstruktionen narrativer Identität, S. 43.

45 Schafer, Roy: »Narration in the Psychoanalytic Dialogue«, in: Critical Inquiry 7 (1980), S. 29-53, hier S. 51.

sprechen. Bereits im Jahr 1993 hat Charlotte Linde zudem eine stattliche Zahl von »Inkohärenzen«, von »Zufällen« und Diskontinuitäten in den von ihr untersuchten Geschichten über die Berufswahl einer Gruppe von Amerikanern vorgefunden – gleichzeitig hat sie jedoch fünf Strategien identifiziert, die es den entsprechenden Befragten ermöglichen, mit diesen Brüchen umzugehen.⁴⁶ Es erscheint daher angemessen, eine Definition von Kohärenz zu entwerfen, die auch das zu integrieren vermag, was bislang als inkohärent definiert wurde: »characters whose actions seem to have no motive or goal, or lay out plot lines that seem to go nowhere, or fail to provide a causal account for a sequence of events, or never reach a culmination, resolution, or satisfying sense of an ending«⁴⁷. Tatsächlich ist bereits darauf hingewiesen worden, dass Komplexität und Fragmentarisierung zur heutigen Lebenserfahrung gehören, und dass die Lebensgeschichten, die wir über unsere Erlebnisse konstruieren, daher einen gewissen Komplexitätsgrad haben sollten, um plausibel zu erscheinen.⁴⁸ Gergen folgert aber nicht nur, dass Lebensgeschichten, die »true to lived experience« sind, zugleich »likely to be unstable, indeterminate, and incoherent« sind; er postuliert zudem, dass es in Identitätswürfen in der Moderne charakteristischerweise keine Kohärenz gebe.⁴⁹ Diese Position wurde überzeugend von Jürgen Straub kritisiert;⁵⁰ auch andere betonen, dass keine völlige Willkür vorherrschen kann, wenn eine lebenswerte Identität konstruiert werden soll. Im Gegenteil, die bloße Wiedergabe der chaotischen Perzeptionen und Lebensvielfalt ist aus psychologischer Sicht gefährlich:

»[L]ife stories can be too true to lived experience! When the self's synthesizing powers break down, therapists need to help patients construct stories with fewer characters and simpler plots, in the hope that more coherent life stories will translate into more coherent and more effective lived experience.«⁵¹

Ein Verzicht auf jedwede Gestaltung ist demnach ebenso wenig sinnvoll wie das Insistieren auf klaren kausalen, teleologisch orientierten Verknüpfungen. Fraglich ist jedoch, wie diese Art der Kohärenz geschaffen werden kann, die gleichzeitig Sinn stiftet und der modernen fragmentierten Erfahrungswirklichkeit besser gerecht zu

46 Es handelt sich um die Strategie, es nur als einen oberflächlichen, nicht tatsächlichen Bruch darzustellen (1); die Konstruktion einer lediglich »temporary break« (2); das Konstruieren von Gemeinsamkeiten zwischen den Berufen (3); die Distanzierung von dem früheren Selbst (4); und um die Konstruktion einer »meta-continuity« (vgl. C. Linde: *Life Stories*, S. 154-158).

47 D. P. McAdams: *The Problem of Narrative Coherence*, S. 112.

48 Vgl. W. Kraus: *The Eye of the Beholder*, S. 268: »Identity construction today, critics insist, is marked by fragmentation and diffusion, the lack of coherence.« Vgl. auch ebd., S. 273.

49 Gergen, Kenneth: *The Saturated Self: Dilemmas of Identity in Contemporary Life*, New York: Basic Books 1991. Vgl. auch Gergen, Kenneth: »Die Konstruktion des Selbst im Zeitalter der Postmoderne«, in: *Psychologische Rundschau* 41 (1990), S. 191-199.

50 Vgl. J. Straub: *Identitätstheorie, empirische Identitätsforschung und die »postmoderne« armchair psychology*, S. 169ff.

51 D. P. McAdams: *The Problem of Narrative Coherence*, S. 120.

werden vermag⁵², und die zugleich fähig ist, heterogenes Erleben (sowohl in synchroner wie in diachroner Hinsicht) in einer flexiblen Ordnung zu vereinigen.

Von Psychologen, insbesondere von Jürgen Straub, ist völlig zu Recht betont worden, dass die allein inhaltlich konzentrierte Diskussion zu kurz greift; ihm zufolge ist Identität als eine Subjektivitätsform zu verstehen, die heterogene Elemente zu vereinigen vermag. Kohärenz wird erst in der Auseinandersetzung mit Differenzerfahrungen gebildet, sie entsteht als Ergebnis von Synthetisierungs- und Integrationsleistungen⁵³:

»Der Identitätsbegriff sowie die diesen Begriff erläuternden Unterbegriffe *Kohärenz* und *Kontinuität* bezeichnen allein die interne Stimmigkeit und Dauer einer *Form* oder *Struktur*, nicht aber etwas, was in seiner Substanz oder inhaltlich-qualitativen Bestimmtheit bewahrt, also gegen jede Veränderung abgeschottet werden könnte.«⁵⁴

In den Begriffen der Narratologie: Kohärenz rein auf der Ebene des Inhalts, der Story, zu lokalisieren, führt notwendig zu unzureichenden Ergebnissen, da dies eine zentrale Möglichkeit der narrativen Kohärenzstiftung außer Acht lässt. Kohärenz kann auch durch die Form der Erzählung geschaffen werden. Zudem besteht bei der Konzentration auf den Inhalt die Gefahr, sich auf der Skala zwischen rigider thematischer Kohärenz und Orientierungslosigkeit ansiedeln zu müssen, ohne Kohärenz auf einer höheren strukturellen Ebene erzeugen zu können. Erforderlich ist eine Aktivität, die, in den Worten von Hartmut Rosa, die »(stets prekäre) Balance zwischen Kontinuität und Wandel einerseits und Kohärenz und Flexibilität andererseits zum Ausdruck bringt«⁵⁵.

Aus narratologischer Sicht gilt es hervorzuheben, dass die inhaltlich orientierten Überlegungen zur Kohärenz insofern ergänzungsbedürftig sind, als sie den Zusammenhang missachten, der auf der Ebene des Erzählers und des Erzählvorgangs etabliert wird.⁵⁶ Wenn es darum geht, angesichts einer heterogenen und fragmentarischen Erfahrungswelt Kohärenz zu schaffen, so erscheinen die Möglichkeiten, einen

52 Die größte Herausforderung bei der Schaffung des »most impressive work of art« ist J. Bruner: *Making Stories*, S. 14 zufolge »to get them all [self-making stories] into one identity, and to get them lined up over time«.

53 Vgl. J. Straub: *Personale und kollektive Identität*, S. 75.

54 Ebd., S. 88. [Herv. i.O.]

55 Rosa, Hartmut: »Identität«, in: Jürgen Straub/Arne Weidemann/Doris Weidemann (Hg.), *Handbuch interkulturelle Kommunikation und Kompetenz. Grundbegriffe – Theorien – Anwendungsfelder*, Stuttgart: Metzler 2007, S. 47-55, hier S. 49.

56 Ansatzpunkte für eine Hinzuziehung des Erzählers – als des ›I‹, das sich an die bisherigen Erlebnisse erinnert und ihnen in seiner Geschichte Sinn zuweist – gibt Hubert Hermans Konzept des ›multivoiced dialogical self‹. Hermans betont u.a. die verschiedenen Stimmen; die verschiedenen Selbstentwürfe, die als ideale, mögliche oder abgelehnte ›selves‹ den Kontext für die Etablierung der Identität bilden. Dies bezieht er auf die Idee des ›multiperspektivischen Romans‹, den er im Sinne Bachtins versteht. Narratologisch gibt es daran einiges zu modifizieren und zu verfeinern, aber interessant ist dieser Ansatz auch deshalb, weil er den Unterschied zwischen ›I‹ und ›me‹, zwischen dem Erzähler und den früheren erzählten Figuren, betont und als wichtig für das Verständnis von Identität bezeichnet. Vgl. H. J. M. Hermans: *Voicing the Self*, S. 31-34, S. 40-41.

sinnstiftenden Zusammenhang auf der Erzählebene zu erzeugen, als angemessener Ausweg aus dem Dilemma zwischen Fragmentarisierung und der Verwendung inhaltlicher Kohärenz. Wie bereits in der kurzen Erörterung von *Middlesex* und *Midnight's Children* implizit deutlich wurde, besteht eine ganze Reihe Möglichkeiten, Kontinuität und Sinn durch die Modulierung und Inszenierung der Erzählerstimme zu stiften. Im Folgenden sollen einige dieser Möglichkeiten, die alle in zeitgenössischen Romanen mit einigem Erfolg erprobt wurden, kurz benannt werden. Die folgende Übersicht, die sich an narratologischen Kategorien orientiert, ist lediglich als erster Entwurf zu verstehen, der mit Hilfe von psychologischen Konzepten wie den Kategorien für »(social-cognitive) personality traits«, »cognitive and appraisal styles« und »affect trait« zu differenzieren ist.⁵⁷

Eine sehr viele Aspekte umfassende Kategorie bildet die Etablierung einer Erzählerstimme, die eine bestimmte Haltung zu den eigenen Erlebnissen bzw. den Ereignissen in der erzählten Geschichte ausdrückt. Die wohl allgemeinste Haltung besteht in der Tendenz, sich durchgängig entweder als Agens oder als Opfer der Umstände wahrzunehmen; andere Menschen als grundsätzlich korrupt oder gut einzuschätzen und Ereignisse positiv oder negativ wahrzunehmen.⁵⁸ Darüber hinaus können eher die komödiantischen Aspekte herausgegriffen oder aber durchgängig der große Ernst der Erlebnisse betont werden (bzw. es können bestimmte Objekte der erzählten Welt, etwa Autoritäten und Institutionen, durchgängig ironisch betrachtet werden, während anderen Gegenständen viel Gewicht eingeräumt wird). Auch »Faktizitätsmarkierungen«, d.h. die Betonung der Gewissheit der Aussage bzw. Subjektivierungen und Abschwächungen tragen zur Etablierung der Erzählerstimme bei.⁵⁹ Die anderen Figuren können durchgängig stereotypisiert oder mit viel Empathie geschildert und in verschiedener Weise gegeneinander gesetzt werden und dergleichen mehr. Schon durch das Management der Stimmen kann sich ein Erzähler (etwa als überlegen, witzig oder als Opfer) positionieren, »ohne selbst explizit diese bestimmte Position für sich in Anspruch zu nehmen«⁶⁰. Bei dieser Art der Stiftung eines Zusammenhangs können die Erlebnisse völlig heterogen und das »erlebende Ich« in ständigem Wandel begriffen sein – dennoch kann eine Kohärenz etabliert werden, die der Kontinuität und Einzigartigkeit des Erzählers Ausdruck verleiht.

57 Zu diesen Faktoren gibt es eine Fülle von Forschung; einige der relevanten Kategorien nennen Scherer, Klaus R./Brosch, Tobias: »Culture-Specific Appraisal Biases Contribute to Emotion Dispositions«, in: *European Journal of Personality* 23 (2009), S. 265-288, hier bes. S. 274-283. Eine genaue Erörterung dieser – lohnenswerten! – Thematik erfordert jedoch wesentlich mehr Raum, als hier zur Verfügung steht. Betont sei daher lediglich, dass Kohärenz durch die Inszenierung einer individuellen Persönlichkeit über die Gestaltung der Ebene der erzählerischen Vermittlung geleistet werden kann.

58 Die Möglichkeit, die gleichen Ereignisse so zu rekonstruieren, dass eine Person als Agens oder Opfer erscheint, betont auch R. Schafer: *Narration in the Psychoanalytic Dialogue*, S. 40-41; vgl. auch Bruner, Jerome: »Self-making and World-making«, in: *Journal of Aesthetic Education* 25 (1991), Nr. 1, S. 67-78.

59 Vgl. zu Faktizitätsmarkierungen auch G. Lucius-Hoene/A. Deppermann: *Rekonstruktiven narrativer Identität*, S. 246f.

60 Ebd., S. 234.

Dem gleichen Zweck dient auch die Wahl von ›master narratives‹ sowie von Prinzipien der Selektion und Repräsentation, die ganz unterschiedlicher Natur sein können. Die ›große sinnstiftende Geschichte‹, in die die einzelnen Episoden eingeordnet werden, muss dabei keineswegs den traditionellen Gattungen (Tragödie, Komödie, Bildungsroman etc.) entstammen; es kann auch das ›Chaos‹ beschworen werden, das im Leben eines Erzählers vermeintlich vorherrscht, von ihr oder ihm aber durch unterschiedliche Strategien immer wieder gemeistert wird. In ähnlicher Manier kann die Einzigartigkeit der Szenen hervorgehoben oder alles auf bestimmte Leitmotive bezogen werden und der Erzähler kann sich als integrativ oder antagonistisch präsentieren. Nicht zuletzt kann der Lebensgeschichte eine bestimmte Geschwindigkeit verliehen werden, die auf das Lebensgefühl des Erzählers zurückschließen lässt.

Auch durch die Selektion von und die Positionierung zu kulturell verfügbaren Kohärenzsystemen und Kausalitätsmustern kann auf der Ebene der erzählerischen Vermittlung Kohärenz zwischen logisch inkohärenten Phänomenen geschaffen werden. So können die Ereignisse durchgängig auf verbreitete kulturelle Plots (in den USA etwa: ›rags-to-riches story‹; ›manifest destiny‹; religiöse Vorsehung) bezogen, oder aber diese Plots konsequent durchbrochen werden. In ähnlicher Weise können Kohärenzsysteme, Kausalitätsmuster und Werthierarchien entweder durchgängig aus verfügbaren Systemen übernommen – und etwa alle Ereignisse nach den Regeln einer popularisierten Form von Freudianischer Psychologie, der Astrologie oder des sogenannten ›gesunden Menschenverstands‹ miteinander verbunden⁶¹ – werden, oder es können diese Regeln kommentiert sowie gezielt durchbrochen und eigenwillige Verknüpfungsmuster konstruiert werden.

Eine weitere Ebene der Kohärenzbildung liegt im Sprachgebrauch. In diesem Kontext spielt nicht nur das sprachliche Register eine Rolle, die Differenziertheit des Ausdrucks und die Verwendung unterschiedlicher Sprachebenen (Dialekt, Soziolekt) sowie die Häufigkeit von Fremdwörtern, sondern auch die Wahl von Vergleichen, Metaphern und Isotopieebenen. Blue van Meer, die Erzählerin von Marisha Pessls populärem Roman *Special Topics in Calamity Physics* (2006), charakterisiert etwa die Menschen, die sie trifft, durchgängig mit Bezug auf literarische Figuren oder Medienpersönlichkeiten. Aus ihrer fast schon zwanghaften Neigung, ihr breites Wissen zu zeigen, spricht unter anderem ihr Wille, traditionelle Muster der Charakterisierung von anderen (durch den Bezug auf andere Texte und Medien) zu durchbrechen und eine einzigartige Identität zu etablieren. Wenngleich diese Erzählerin dem kulturellen Imperativ sicherlich auf eine sehr spezifische Weise zu entsprechen versucht, so gibt es doch weniger extrovertierte Möglichkeiten – etwa die Wahl von Bildern aus bestimmten Bildfeldern (Natur, Kunst) –, die ebenfalls zur Etablierung der Vorstellung einer Persönlichkeit beitragen und Kohärenz etablieren.

Auch angesichts einer fragmentarisierten Erfahrungswirklichkeit und der dadurch zu Tage tretenden Probleme, traditionelle Formen wie den Bildungsroman als die ›normale‹ Form gelungener Identitätsbildung zu akzeptieren, existieren also vielschichtige Möglichkeiten für Individuen, Kohärenz trotz der Durchbrechung alter Erzähl- und Kausalitätsmuster zu erschaffen, Erlebnisse in eine eigenwillige Geschichte zu integrieren, frühere ›selves‹ zu manipulieren und die eigene Identität zu inszenieren.

61 Zu Kohärenzsystemen vgl. C. Linde: *Life Stories*, S. 163ff.

4. ABSCHLIESSENDE ÜBERLEGUNGEN ZUR ETABLIERUNG VON IDENTITÄT DURCH ERZÄHLUNGEN

Abschließend soll zumindest kurz versucht werden, aus einer Perspektive der kulturwissenschaftlichen Narratologie aufzuzeigen, inwiefern die Kenntnis von Erzählungen und von Erzählformen helfen kann, subjektiv stimmige Lebensgeschichten zu konstruieren und Identitäten zu entwerfen. Wenn es durch die Auswahl und Verwendung von Erzählungen möglich ist, dem gleichen Geschehen einen diametral entgegengesetzten Sinn zu verleihen, dann erweitert die Kenntnis vieler Erzählungen und Erzählweisen die zur Verfügung stehenden Deutungsweisen unserer Erfahrungen und ermöglicht ein Verständnis von Erlebnissen, das uns in die Lage versetzt, Erfahrungen in einer für uns viablen Weise zu deuten.⁶² Wenn Identitäten durch Erzählungen konstituiert werden, dann kann Patienten in der Psychotherapie auch durch die Veränderung der Erzählung über ihr Problem geholfen werden.

Die gesundheitsfördernde Wirkung des Gefühls, Ereignisse zu verstehen und die sich ergebenden Herausforderungen meistern zu können, hebt insbesondere Aaron Antonovsky hervor, der den ›Sense of Coherence‹ als wichtigsten gesundheitsstabilisierenden Faktor bezeichnet. Dieser ›Kohärenzsinn‹ scheint zunächst wenig mit Erzählungen zu tun zu haben; bei genauerer Betrachtung zeigt sich jedoch, dass durchaus Anknüpfungspunkte zwischen erzähltheoretischen Überlegungen und Antonovskys sehr abstrakt und breit gefasstem Konzept bestehen. Maßgeblich sind drei Aspekte des ›Sense of Coherence‹: Die ›Verstehbarkeit‹ (*comprehensibility*), die sich auf das Maß bezieht, »in welchem man interne und externe Stimuli als kognitiv sinnhaft wahrnimmt, als geordnete, konsistente, strukturierte und klare Information«, die damit auch erklärbar und in gewissem Maß vorhersagbar ist;⁶³ die Handhabbarkeit (*manageability*), d.h. die eigene Wahrnehmung der Möglichkeit, die Anforderungen von außen durch die zur Verfügung stehenden Ressourcen zu meistern;⁶⁴ und die Bedeutsamkeit (*meaningfulness*), d.h. die Fähigkeit, das Leben emotional als sinnvoll zu empfinden, und die Anforderungen als Herausforderungen anzusehen, für die es sich einzusetzen lohnt.⁶⁵ Insbesondere die Aspekte der ›Verstehbarkeit‹ und der Sinn-

62 Diese Einsicht in die Bedeutung von Erzählungen wird auch von Psychologen betont; so hebt Roy Schafer hervor, dass es in vielen Psychotherapiesitzungen darum geht, »inability narratives«, in denen Patienten sich als passive Opfer der Umstände repräsentieren, in eine ›story of personal action‹ umzuschreiben. Vgl. R. Schafer: *Narration in the Psychoanalytic Dialogue*, S. 47-48.

63 Antonovsky, Aaron: *Salutogenese: Zur Entmystifizierung der Gesundheit* (= Forum für Verhaltenstherapie und psychosoziale Praxis, 36), Tübingen: Dt. Ges. f. Verhaltenstherapie 1997, S. 34.

64 Vgl. ebd., S. 35.

65 Vgl. ebd., S. 35f. Dieser Aspekt zielt vor allem auf die Motivation des Einzelnen: Man kann verstehen und über die Ressourcen verfügen – man muss diese jedoch auch zur Bewältigung der Anforderungen einsetzen wollen. Vgl. dazu Antonovsky, Aaron: »Gesundheitsforschung vs. Krankheitsforschung«, in: Alexa Franke/Michael Broda (Hg.), *Psychosomatische Gesundheit: Versuch einer Abkehr vom Pathogenese-Konzept* (= Forum für Verhaltenstherapie und psychosoziale Praxis, 20), Tübingen: Dt. Ges. für Verhaltenstherapie 1993, S. 3-14, hier S. 12. Zum ›Sense of Coherence‹ vgl. auch ebd., S. 11f.

haftigkeit sind eng auf Erzählungen bezogen: Wenn wir unser Leben im Rahmen von Erzählmustern verstehen, so können diese beiden Faktoren weitgehend gleichgesetzt werden mit der Fähigkeit, angemessene und bedeutungsvolle Geschichten aus dem Erlebten zu formen.⁶⁶ Obgleich die ›manageability‹ auch von vielen externen Faktoren abhängt (Antonovsky versteht darunter unter anderem die Möglichkeit, über die Ressourcen vertrauter Personen oder einer Institution zu verfügen), so ist doch deutlich, dass auch die Handhabbarkeit von externen Stimuli zunimmt, wenn man über eine große Bandbreite von Erzählungen verfügt und in der Lage ist, Herausforderungen im Rahmen von Narrationen zu verstehen, die uns selbst eine Rolle als Agens zuweisen und uns brauchbare Erklärungs- und Handlungsmuster zur Verfügung stellen. Damit wäre das, was Wolfgang Müller-Funk kritisch als die »ideologischen Aspekte narrativer Sinnggebung« bezeichnet hat, als »ihren prekären Hang zur Verminderung von Kontingenz und Sinnlosigkeit, [...] ihren teleologischen Charakter, ihre geschlossene Form von Identität«⁶⁷, aus psychologischer Sicht ein Gewinn: Durch Erzählungen kann chaotischen Stimuli, die nach Antonovsky krankheitsfördernd wirken können, subjektiv sinnvolle Bedeutung verliehen werden.

Angesichts dieser Bedeutung von Erzählungen für die Etablierung von Identität stellt sich für eine Literaturwissenschaftlerin die Frage, inwiefern die Kenntnis einer großen Bandbreite von Erzählungen und Erzählweisen positive Auswirkungen auf die Gestaltung von viablen Lebensgeschichten haben kann. Stichwortartig seien zumindest die wichtigsten Vorteile eines solchen Wissens, das auch und gerade durch Literatur vermittelt wird, kurz genannt: Die Kenntnis eines breiten Spektrums von Erzählungen, von Plots und Erzählweisen ermöglicht

- die Identifikation von angemessenen Vorbildern und ›canonical scripts‹ für die eigene Lebensgestaltung (im Sinne Bruners und Sarbins)
- eine auf die spezifische Lebenssituation abgestimmte Auswahl von möglichen Plots und Identitätsentwürfen⁶⁸
- die Fähigkeit, eine subjektiv stimmige Auswahl von Plotmustern und Erzählverfahren zu treffen, die eine Situation handhabbar machen und die Erzählung zu einem guten Ende führen⁶⁹

66 Dies wird noch bestärkt durch die motivierende Funktion, die Erzählungen Jürgen Straub zufolge erfüllen können; vgl. dazu seinen Beitrag in diesem Band.

67 Müller-Funk, Wolfgang: Die Kultur und ihre Narrative. Eine Einführung, 2. erw. Aufl., Wien/New York: Springer 2008, S. 53.

68 Zur Bedeutung einer adäquaten Einschätzung der jeweiligen Situation vgl. auch J. Straub: Personale und kollektive Identität, S. 86.

69 Dieser Aspekt kann mit einem Zitat von A. Antonovsky: Salutogenese, S. 12 illustriert werden, der den ›Sense of Coherence‹ strikt von Coping-Stilen abgrenzt: »Es [das Kohärenzgefühl] befähigt vielmehr die Person, eine bestimmte Coping-Art zu wählen und die Ressourcen, die erfolgversprechend zum Umgang mit einem bestimmten Stressor beitragen, auszusuchen.« Die Auswahl von Plotmustern kann von einem Coping-Stil zeugen, der immer wieder angewandt wird, obgleich er auf die einzelne Situation gegebenenfalls nicht passt; hier geht es um die Fähigkeit, die richtigen Plotmuster und Erzählverfahren auszuwählen.

- die Bewältigung auch solcher Situationen, die sich nicht in die uns bekannten ›canonical scripts‹ einordnen lassen und im jeweiligen Kontext individuell ausgehandelt werden müssen
- die Erzeugung von genaueren, präziseren Lebensgeschichten und die Herstellung einer Identität, die den Wünschen und Bedürfnissen des Individuums gerecht wird
- die Verwendung und Gestaltung von Modi der Kohärenzerzeugung auf der Erzählebene, die auf die eigene Situation passen und einen Weg zwischen der Scylla der rigiden Ordnung und der Charybdis der völligen Fragmentarisierung weisen
- die Umgestaltung von früheren, subjektives Leiden erzeugenden Geschichten zu Geschichten, die subjektiv sinnvoll sind und zu einem subjektiv befriedigenden Ende führen
- durch die wiederholte Anwendung von stimmigen Deutungsmustern die Erzeugung viabler Handlungsentwürfe und Pläne für die Zukunft⁷⁰
- die Modulierung von bestehenden Plots und die Erweiterung der zur Verfügung stehenden Erzählweisen zur Gestaltung einer ›authentischen‹ Identität, die dem gegenwärtigen kulturellen Imperativ der kreativen, individuellen Identitätskonstruktion gerecht wird.

Abschließend sei einer Literaturwissenschaftlerin noch der Hinweis darauf gestattet, dass literarische Werke – gerade durch ihre Polyvalenz und durch die Herauslösung aus pragmatischen Handlungszusammenhängen – die genannten Funktionen in besonders wirksamer Weise erfüllen können. Durch das imaginative, in kunstvoller wie dichter Sprache gestaltete Durchspielen von alternativen Handlungszusammenhängen werden mögliche Prozesse der Identitätsherstellung erfahrbar. Literatur ist nicht nur ein nettes Beiwerk, das die Gestaltung eines ›schönen‹ »work of art« erlaubt; sie hilft bei der Erfüllung des ›kulturellen Imperativs‹, ermöglicht die Herstellung viabler Identitätentwürfe und ist somit lebenswichtig.

70 Vgl. auch J. Bruner: *Life as a Narrative*, S. 708: »I believe that the ways of telling and the ways of conceptualizing that go with them become so habitual that they finally become recipes for structuring experience itself, for laying down routes into memory [and...] directing the narrative into the future«.

LITERATUR

- Antonovsky, Aaron: »Gesundheitsforschung vs. Krankheitsforschung«, in: Alexa Franke/Michael Broda (Hg.), *Psychosomatische Gesundheit: Versuch einer Abkehr vom Pathogenese-Konzept* (= Forum für Verhaltenstherapie und psychosoziale Praxis, 20), Tübingen: Dt. Ges. für Verhaltenstherapie 1993, S. 3-14.
- Ders.: *Salutogenese: Zur Entmystifizierung der Gesundheit* (= Forum für Verhaltenstherapie und psychosoziale Praxis, 36), Tübingen: Dt. Ges. f. Verhaltenstherapie 1997.
- Assmann, Jan: *Das kulturelle Gedächtnis: Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*, München: Beck 1997.
- Bruner, Jerome: »Life as a Narrative«, in: *Social Research* 71 (1987), Nr. 3, S. 691-710.
- Ders.: »Self-making and World-making«, in: *Journal of Aesthetic Education* 25 (1991), Nr. 1, S. 67-78.
- Ders.: »The Narrative Construction of Reality«, in: *Critical Enquiry* 18 (1991), Nr. 1, S. 1-21.
- Ders.: *Making Stories: Law, Literature, Life*, Cambridge, MA: Harvard UP 2003 [2002].
- Conway, Martin/Singer, Jefferson A./Tagini, Angela: »The Self and Autobiographical Memory: Correspondence and Coherence«, in: *Social Cognition* 22 (2004), Nr. 5, S. 491-529.
- Dickens, Charles: *The Personal History of David Copperfield*, London: Bradbury & Evans 1850.
- Eakin, Paul John: *How Our Lives Become Stories: Making Selves*, Ithaka, NY: Cornell UP 1999.
- Frank, Tobias: *The Saturated Self: Dilemmas of Identity in Contemporary Life*, New York: Basic Books 1991.
- Ders.: *Identitätsbildung in ausgewählten Romanen der Black British Literature: Genre, Gender und Ethnizität*, Trier: WVT 2010.
- Gergen, Kenneth: »Die Konstruktion des Selbst im Zeitalter der Postmoderne«, in: *Psychologische Rundschau* 41 (1990), S. 191-199.
- Habermas, Tilmann/Bluck, Susan: »Getting a Life. The Emergence of the Life Story in Adolescence«, in: *Psychological Bulletin* 126 (2000), S. 748-769.
- Herman, David: »Narratology as a Cognitive Science«, in: *Image and Narrative* 1 (2000), Nr. 1 [o.S.].
- Ders.: »Stories as a Tool for Thinking«, in: Ders. (Hg.), *Narrative Theory and the Cognitive Sciences*, Stanford: CSLI Publications 2003, S. 163-192.
- Ders.: »Narrative Ways of Worldmaking«, in: Sandra Heinen/Roy Sommer (Hg.), *Narratology in the Age of Cross-Disciplinary Narrative Research* (= *Narratologia*, 20), Berlin/New York: de Gruyter 2009, S. 71-88.
- Hermans, Hubert J. M.: »Voicing the Self: From Information Processing to Dialogical Interchange«, in: *Psychological Bulletin* 119 (1996), S. 31-50.
- Jesch, Tatjana/Richter, Rainer/Stein, Malte: »Patientenerzählungen wie Literatur verstehen. Vom Nutzen der Narratologie für die psychodiagnostische Hermeneutik«, in: Vera Luif/Gisela Thoma/Brigitte Bothe (Hg.), *Beschreiben. Erschließen. Erläutern. Psychotherapieforschung als qualitative Wissenschaft*, Lengerich: Pabst 2006, S. 29-65.

- Kraus, Wolfgang: »The Eye of the Beholder. Narratology as Seen by Social Psychology«, in: Jan Christoph Meister (Hg.), *Narratology Beyond Literary Criticism. Mediality – Disciplinarity*, Berlin: de Gruyter 2005, S. 255-288.
- Linde, Charlotte: *Life Stories: The Creation of Coherence*, Oxford: Oxford UP 1993.
- Löschnigg, Martin: *Die englische fiktionale Autobiographie: Erzähltheoretische Grundlagen und historische Prägnanzformen von den Anfängen bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts (= ELCH, 21)*, Trier: WVT 2006.
- Lucius-Hoene, Gabriele/Deppermann, Arnulf: *Rekonstruktionen narrativer Identität. Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews*, Opladen: Leske und Budrich 2002.
- Mancuso, James/Sarbin, Theodore: »The Self-Narrative in the Enactment of Roles«, in: Theodore Sarbin/Karl Scheibe (Hg.), *Studies in Social Identity*, New York: Praeger 1986, S. 233-253.
- McAdams, Dan P.: *Power, Intimacy, and the Life Story: Personological Inquiries into Identity*, New York/London: The Guilford Press 1988.
- Ders.: »Identity and the Life Story«, in: Robyn Fivush/Catherine A. Haden (Hg.), *Autobiographical Memory and the Construction of a Narrative Self: Developmental and Cultural Perspectives*, Mahwah, NJ: Erlbaum 2003, S. 187-207.
- Ders.: »The Problem of Narrative Coherence«, in: *Journal of Constructivist Psychology* 19 (2006), S. 109-125.
- Müller-Funk, Wolfgang: *Die Kultur und ihre Narrative. Eine Einführung*, 2. erw. Aufl., Wien/New York: Springer 2008.
- Murray, Kevin: »Life as Fiction?«, in: *Journal for the Theory of Social Behavior* 15 (1985), S. 172-185.
- Nelson, Katherine: »Narrative and Self, Myth and Memory: Emergence of the Cultural Self«, in: Robyn Fivush/Catherine A. Haden (Hg.), *Autobiographical Memory and the Construction of a Narrative Self: Developmental and Cultural Perspectives*, Mahwah, NJ: Erlbaum 2003, S. 3-28.
- Novitz, David: »Art, Narrative, and Human Nature«, in: *Philosophy and Literature* 13 (1989), Nr. 1, S. 57-74.
- Polkinghorne, Donald E.: »Narrative Psychologie und Geschichtsbewußtsein. Beziehungen und Perspektiven«, in: Jürgen Straub (Hg.), *Erzählung, Identität und historisches Bewußtsein: Die psychologische Konstruktion von Zeit und Geschichte*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1998, S. 12-45.
- Rosa, Hartmut: »Identität«, in: Jürgen Straub/Arne Weidemann/Doris Weidemann (Hg.), *Handbuch interkulturelle Kommunikation und Kompetenz. Grundbegriffe – Theorien – Anwendungsfelder*, Stuttgart: Metzler 2007, S. 47-55.
- Sacks, Oliver: *The Man Who Mistook his Wife for a Hat and Other Clinical Tales*, New York: Summit Books 1985.
- Sarbin, Theodore R.: »The Narrative Quality of Action«, in: *Theoretical and Philosophical Psychology* 10 (1990), Nr. 2, S. 49-65.
- Schafer, Roy: »Narration in the Psychoanalytic Dialogue«, in: *Critical Inquiry* 7 (1980), S. 29-53.
- Scherer, Klaus R./Brosch, Tobias: »Culture-Specific Appraisal Biases Contribute to Emotion Dispositions«, in: *European Journal of Personality* 23 (2009), S. 265-288.
- Schöneich, Christoph: *Edmund Talbot und seine Brüder. Englische Bildungsromane nach 1945*, Tübingen: Narr 1999.

-
- Straub, Jürgen: »Personale und kollektive Identität. Zur Analyse eines theoretischen Begriffs«, in: Aleida Assmann/Heidrun Frieze (Hg.), *Identitäten*, 2. Aufl. (= Erinnerung, Geschichte, Identität, 3), Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1999, S. 73-104.
- Ders.: »Identitätstheorie, empirische Identitätsforschung und die ›postmoderne‹ *arm-chair psychology*«, in: *Zeitschrift für Qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung* 1 (2000), Nr. 1, S. 167-194.
- Thorne, Avril: »Personal Memory Telling and Personality Development«, in: *Personality and Social Psychology Review* 4 (2000), S. 45-56.
- Weilnböck, Harald: »Psychotrauma. Narration in the Media, and the Literary Public – and the Difficulties of Becoming Interdisciplinary«, in: Jan Christoph Meister (Hg.), *Narratology Beyond Literary Criticism. Mediality – Disciplinarity*, Berlin: de Gruyter 2005, S. 239-264.